

Regel 4: Mit Wörtern geizen

Plappern macht Spaß – einem Plapperer zuzuhören macht keinen. Nichts schreckt potentielle Leser mehr ab als bombastischer Wortschwall und leeres Geschwätz. Angenehm zu lesen (Regel 1) ist nur der Text, der Wort für Wort Vergnügen bereitet. Dazu gehört, daß jedes Wort ein Quantum Sinn transportiert. Folglich sollte man

Gebährte Floskeln vermeiden

Also nicht:	sondern:
zu diesem Zeitpunkt	jetzt
zu einem späteren Zeitpunkt	später
keine Seltenheit	häufig
ein Ding der Unmöglichkeit	unmöglich
strenges Stillschweigen bewahren	schweigen
... war an der Tagesordnung	... war die Regel
... konnte nicht darüber hinwegtäuschen	... konnte nicht verhehlen, nicht verbergen
... ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig	... war ziemlich deutlich
... war nicht mehr wegzudenken	... gehörte einfach dazu

Regel 4: Mit Wörtern geizen

Wenn der Kaffee knapp ist, sollte man nicht von einem *angespannten Kaffeerversorgungsniveau* sprechen (nicht gerechnet, daß man Niveaus nicht anspannen kann); und als Sepp Herberger seine Elf noch zum Stürmen aufrief, war er sprachlich besser als Franz Beckenbauer, der verlangte, «dem Spiel im offensiven Bereich mehr Impulse zu verleihen».

Nichtssagende Floskeln vermeiden

In diesem Zusammenhang ist fast immer zu streichen, denn ohne Zusammenhang werden (hoffentlich) keine Reden gehalten und keine Texte geschrieben. Nur wenn ausnahmsweise jeder Zusammenhang durchbrochen würde, wäre *dies* der Erwähnung wert.⁴ «Ohne jeden Zusammenhang mit seinen Ausführungen über die Sorgen der Landwirtschaft sagte der Redner plötzlich: ‹Unser Ministerpräsident ist ein Gauner.›»

Die meisten Füllwörter streichen

Gewissermaßen, selbstredend, schlichtweg, insbesondere, regelrecht – solche Wörter sollten fast durchweg gestrichen werden. Erst recht die modischen Füllwörter wie *echt* (eine Katastrophe ist immer «echt», sonst ist sie keine) und *irgendwie* – ein Signal der Selbstbeziehung: Gern hätte ich mich ja präziser ausgedrückt, aber ich wollte nicht ernstlich, oder irgendwie war mir das zu schwer. Dazu der *Bereich*, das beliebteste und sinnloseste Wort der Bürokraten-sprache (vor dem *Sektor* und der *Ebene*): Wer die Verwaltung meint, liebt es, vom *administrativen Bereich* zu sprechen, und die Juristen diskutieren über *Änderungen im Bereich des Zivilrechts*, obwohl der Bereich den Änderungen im Zivilrecht absolut nichts hinzufügen kann. (Mehr über Modewörter in Regel 7.)

Füllflosteln streichen

Sie lauten zum Beispiel: *Meines Erachtens* (mit der grotesken Variante « meines Erachtens nach »)

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung (für maßgeblich hat ohne hin keiner sie gehalten)

Ich würde sagen (sagst du nun oder sagst du nicht?)

Ich meine folgendes (bisher hast du also geredet, ohne zu sagen, was du meinst?)

Gequälte Schein-Aussagen meiden

Wenn die Nachricht besagt:

... ist es überflüssig zu schreiben:

In der Stadtmittte liegt ein großer Park

Ein großer Park in der Stadtmittte lädt zum Verweilen ein

Es hat geschneit, und dabei ist schon April

Schneefälle brachten im April den Winter zurück

In einem Verschlag hinter dem Herd grunzte ein Ferkel

Ein Ferkel in einem Verschlag hinter dem Herd vervollständigte das Bild von Armut und Schmutz.

Wer Bilder *vervollständigt*, statt sie ohne Kommentar zu *malen*, vervollständigt in diesem Zusammenhang irgendwie das Bild echter Weitschweifigkeit.

(Von der Bildersprache handelt Regel 40, vom Geizen mit Adjektiven Regel 5, von den Grenzen des Geizes Regel 34.)

Gegen das Geschwafel

Mach's Maul auf! Tritt fest auf! Hör' bald auf!

Luther

Meine Sprache ist allzeit simpel, enge und plan.

Georg Christoph Lichtenberg

Sprachkürze gibt Denkweite.

Jean Paul

Eine Erzählung hat genau zu sein wie eine militärische Meldung und ein Bankscheck. Die Klarheit und die Kraft der Sprache besteht nicht darin, daß man zu einem Satz nichts mehr hinzufügen kann, sondern darin, daß man aus ihm nichts wegstreichen kann.

Isaak Babel

Der Mensch hat den Drang, Leere für Fülle auszugeben. Unzufrieden mit dem, was er zu sagen hat, möchte er mit einem Liter Einsicht eine Tonne Wortschwall füllen... Wer sich auskennt, kann alles Mittelbare in ein paar Worten sagen. Das Problem von Lehrern (Geigen-, Sprachen- oder sonstigen) besteht darin, daß sie den Stoff auswalzen, um für mehr Unterrichtsstunden bezahlt zu werden.

Ezra Pound, «ABC des Lesens»

Ich bemühe mich konsequent, aus hundert Zeilen zehn zu machen.

Alfred Polgar

Kraftvolle Sprache ist kurz und bündig. Ein Satz darf kein unnötiges Wort enthalten, ein Absatz keinen unnötigen Satz – aus demselben Grund, aus dem eine Zeichnung keine unnötigen Linien und eine Maschine keine unnötigen Teile enthält. Das bedeutet nicht, daß der Schreiber nur kurze Sätze bildet oder Einzelheiten wegläßt oder sei-

Die richtigen Wörter

nen Gegenstand nur in Umrissen darstellt – sondern daß jedes Wort etwas zu sagen hat (that every word tell).

William Strunk, «The Elements of Style»

Wenn es möglich ist, ein Wort zu streichen – streiche es.

George Orwell

Wenn Horaz den gewöhnlichsten Gedanken und das trivialste Gefühl ausdrückt, schaut es herrlich her. Das kommt, weil er inarmor arbeitete. Wir heute arbeiten in Dreck.

Bert Brecht

Regel 5: Zwei von drei Adjektiven streichen

Adjektive sind die am meisten überschätzte Wortgattung: oft falsch, oft häßlich, oft bloße Rauschgoldengel – und wenn all dies nicht, dann immer noch Weichmacher, eine Bedrohung für Klarheit und Kraft. Folglich sind sie die Lieblinge der Werbetexter (nicht sauber, sondern rein!) – und schon seit dem römischen Rhetor Quintilian für die meisten Stillehrer ein rotes Tuch.

Falsche Adjektive

1

Der *weiße* Schimmel ist sprichwörtlich – aber *seltene* Raritäten kann man schon in der Zeitung lesen. Die *schwachen* Brisen, die *dunklen* Ahnungen, die *festen* Überzeugungen, die *gezielten* Maßnahmen, die *schweren* Verwüstungen sind nicht minder tautologisch: Denn *Brise* ist schon das Wort für schwachen Wind, eine *helle* Ahnung nennen wir Wissen, eine *weiche* Überzeugung sollte sich vor sich selber schämen, *ungezielte* Maßnahmen ergreift man nur im Irrenhaus, und aus *leichten* Verwüstungen ist noch nie eine Sahara entstanden.

Häßliche Adjektive

Sie sind die Lust vieler Geisteswissenschaftler. Jürgen Habermas spricht von *interaktionsfolgenrelevanten* Verbindlichkeiten, Herrmann Lübbe von *gleichverteilungsunfähigen*, *bemühungsresistenten* Inkompetenzen; ein Buch über das «Lesen in der Mediengesellschaft» spricht vom «Miteinander *medialer audiovisueller* und *literaler* so wie *interpersonaler* Kommunikation». Und viele 15jährige sind stolz, wenn es ihnen zum erstenmal gelingt, statt des Winterwetters die *winterliche* Witterung zu Papier zu bringen. Wir sollten erwachsen werden und dem Soziologenjargon eine tiefempfundene, hoffentlich folgenrelevante Verachtung entgegenbringen (siehe Regel 6).

Weichmacher

Wie heißt das Lied? Am ausgetretenen Brunnen vor dem weinlaubumrankten, halbverfallenen Tore steht ein knorriger Lindenbaum? Nicht ganz. Irgend jemand muß die Adjektive gestrichen haben, und was herauskam, wurde einer der populärsten Texte deutscher Sprache.

Clemenceau hatte recht. Der französische Zeitungsvorleger und spätere Ministerpräsident hängt in seine Redaktionen ein Schild, auf dem es hieß: «Bevor Sie ein Adjektiv hinschreiben, kommen Sie zu mir in den dritten Stock und fragen, ob es nötig ist.»

Regel 6: Den akademisch-bürokratischen

Jargon zertrümmern

Wer so schreiben will, daß sein Text gern gelesen wird, muß die Sprache der Bürokraten, der Experten, der Wissenschaftler auf Zututbarkeit abklopfen und alles Nichtzumutbare – das heißt: Nichtverständliche, Nichtlebendige – aus seinem Text verjagen. Das *Postwertzeichen* heißt natürlich Briefmarke, die *Einvernahme* heißt Vernehmung und das *Pankreas* heißt Bauchspeicheldrüse. Von dieser Generalregel gibt es zwei Ausnahmen:

- Eine geläufige Entsprechung für ein Fachwort liegt nicht vor. Dann schuldet der Schreiber dem Leser eine Erläuterung, etwa nach dem Muster: *Klaustrophobie* (die Angst vor engen Räumen, volkstümlich «Platzangst»).
- Ein Fachwort sieht wie ein Wort der Alltagssprache aus, hat aber eine andere Bedeutung. Unter *Totschlag* verstehen die meisten Deutschen die fahrlässige Tötung; die Anlehnung an diesen Sprachgebrauch verbietet sich jedoch, weil der Totschlag juristisch eine Tötung mit vollem Vorsatz ist, nur ohne die erschwerenden Merkmale, die die gewollte Tötung als Mord qualifizieren.

Warum fließt so viel Zunftjargon in Texte ein, die auf Laien zielen?

Weil viele Laien Angst vor den Experten haben und weil die meisten Experten ihren Jargon genießen.

Redakteure haben beispielsweise Angst, an die Stelle des amtlichen Wortes *Niederlande* das deutsche Wort *Holland* zu setzen. Dabei werben die Niederlande selber in Deutschland für «Käse aus Holland» (sie haben also, anders als die meisten deutschen Journalisten, Respekt vor dem deutschen Sprachgebrauch); ja mit welchem Ruf feiern die sogenannten Niederländer ihre Fußballmannschaft an? «Holland! Holland!» rufen sie.

In *beiden* Sprachen also ist Holland das populäre Wort, und wenn deutsche Zeitungen trotzdem von den «Niederlanden» sprechen, erfüllen sie ein bürokratisches Übersoll. Der Einwand, Holland hieß nur zwei Provinzen der Niederlande, ist so viel wert, wie es der Hinweis an die Franzosen wäre, daß sie uns gefälliger nicht *Alemannen* nennen sollen, nach einer Minderheit in Deutschland (die in einem Land sogar die Mehrheit stellt – in der Schweiz). Es hat jedem Volk egal zu sein, wie es in jeder anderen Sprache heißt.

Und was genießen die Experten am Jargon?

Zweiterlei vor allem:

- *Sie schließen die Laien von der Verständigung aus.* Es freut die Ärzte, wenn sie sich am Bett des Patienten in einem Idiom unterhalten können, das er nicht versteht. Die Soziologen wiederum zelebrieren, wie der SPIEGEL schrieb, «die Virtuosität der Jargonbeherrschung» als Erkennungszeichen.
- *Sie wollen den Laien imponieren.* Mit pompösem Wortgeklingel wappnen sich die Experten gegen den Verdacht, sie hätten vielleicht nichts Besonderes zu sagen. «Theorien erweisen sich für einen speziellen Gegenstandsbereich dann als brauchbar, wenn sich ihnen die reale Mannigfaltigkeit fügt» – so schrieb Jürgen Habermas. Und Karl Popper reduzierte diesen Satz gnadenlos auf seinen Kern: «Theorien sind auf ein spezielles Gebiet dann anwendbar, wenn sie anwendbar sind.»

Wer zu faul ist, eine *Wissenslücke* zu schließen, der führt motivationale Defizite bei der Kompensation rollenspezifischer Explorationsdefizite ins Feld. Bei den Musiktagen in Donaueschingen schrieb 1987 ein Komponist über sein eigenes Werk ins Programmheft: «Meine nichtfinalen Entwicklungen arbeiten mit den Mitteln parataktisch juxtaponierter Kontraste.»

Offenbar hatte der Künstler das richtige Gefühl, daß ohne einen solchen sprachlichen Höhenflug auch seine Musik am Boden bleiben würde.

Zertrümmerung in vier Schritten

In der offiziellen Ankündigung des Hamburger «Intermedia»-Kongresses von 1985 hieß es:

Im Mittelpunkt des Kongresses stehen drei Problemkreise: die technische Realisierbarkeit neuer audiovisueller Kommunikationsmittel in ihrer jeweiligen Relation zur wirtschaftlichen Praktikabilität und zur kundenseitigen Akzeptanz.

Was macht man damit, che man es druckt?

Erster Schritt: Wortballons anstechen. *Problemkreise* sind Probleme oder Fragen; *neue audiovisuelle Kommunikationsmittel* sind die Neuen Medien; Relationen sind immer *jeweilig*.

Zweiter Schritt: Die Nominalkonstruktionen zerschlagen. Aus *technischer Realisierbarkeit* wird «was technisch machbar ist»; aus *wirtschaftlicher Praktikabilität* wird «was die Wirtschaft praktikabel findet»; aus *kundenseitiger Akzeptanz* wird «was die Kunden akzeptieren». Nun heißt der Text:

Im Mittelpunkt des Kongresses stehen drei Fragen: was bei den Neuen Medien technisch machbar ist, und zwar in Relation zu dem, was die Wirtschaft praktikabel findet und was die Kunden akzeptieren.

Das ist nicht gut genug. Also ein **dritter Schritt:** *Praktikabel* und *akzeptieren* tilgen, sie sind zweite Wahl; die *Relation* weglassen – wie sollten denn Techniker, Produzenten und Konsumenten *nicht* in Relation zueinander stehen? Also heißt der Text jetzt:

Im Mittelpunkt des Kongresses stehen drei Fragen: was bei den Neuen Medien technisch machbar, wirtschaftlich vertretbar und menschlich zumutbar ist.

Ist aber *vertretbar* dasselbe wie praktikabel und *zumutbar* dasselbe wie akzeptabel? Die Vereinfachung verschiebt die Akzente.

Die richtigen Wörter

Vierter Schritt: Akzente geraderücken – und weiter vereinfachen. *Fragen im Mittelpunkt* und *machbar sein*, das ist ja noch nicht leibendes Deutsch. Wie wär's mit diesem?

Der Kongreß will für die Neuen Medien klären, was die Technik kann, was die Wirtschaft will und was die Leute mögen. Hier ist die Übersetzung von Fachjargon in die schlichtesten möglichen Wörter gelungen (Regel 9), und vier aktive Verben regieren den Satz: wollen – können – wollen – mögen (Regel 12).

Zertrümmerer gesucht

In bezug auf die Fragestellung nach der Relevanz der Kulturtechnik Lesen für den gesellschaftlichen Kommunikationsprozeß steht das Medium Buch nicht im Vordergrund, sondern reiht sich mit seiner Funktionalität eher neben die tagesaktuellen Massenmedien.

Angela Fritz,
«Lesen in der Mediengesellschaft», Wien 1989

Je mächtiger die Mediensysteme expandieren und diversifizieren, um so maßgeblicher für ihre Selbstkonzepte und Funktionsbestimmungen werden selbstreferentielle Faktoren und Legitimationsgrößen, um so irrelevanter werden entsprechend von außen herangetragene Normierungen, gleich welcher Autorität und Evidenz.

Hans-Dieter Kübler,
«Die schleichende Obsoleszenz
der Abbild-Normen», Bonn 1988

Ambiguitätstoleranz ist das psychische Korrelat der Normen- und Interpretationsdiskrepanzen sowie der nicht voll komplexen Bedürfnisbefriedigung im Interaktionssystem.

Lothar Krappmann,
«Neuere Rollenkonzepte als Erklärungsmöglichkeit
für Sozialisationsprozesse», Frankfurt/Main 1976

Regel 6: Den akademisch-bürokratischen Jargon zertrümmern

Archäologisches Bemühen der Erkundung molestierender Ontologiegehalte legt jenen Offenhaltungsanspruch diskreter Hintertüren von Subjektstitution gegen affirmative Dementi-teils ob seiner Exkulpationsprämien favorisierenden Tradition indolenter Kritik verdankt.

Manfred Bertram,
«Subjekt-disposition. Ontologie und
Science-Fiction», Essen 1983

Mutmacher

Der Gesetzgeber soll denken wie ein Philosoph und reden wie ein Bauer.

Gustav Radbruch
Der Stil der großen, dunklen, eindrucksvollen und unverständlichen Worte sollte nicht länger bewundert, ja er sollte von den Intellektuellen nicht einmal länger geduldet werden. Er ist intellektuell unverantwortlich. Er zerstört den gesunden Menschenverstand.

Karl Popper

Ihr müßt so schreiben, daß euch die Marktfrau am Dom versteht, der Winzer in Rheinhessen das Blatt lezenswert findet und auch der Universitätsprofessor euch ernst nimmt.

Erich Dombrowski,
ehemaliger Chefredakteur der
Mainzer ALLGEMEINEN ZEITUNG
und Mitherausgeber der FAZ.

Regel 7: Modewörter und Klischees vermeiden

Clicher heißt eigentlich «abklatschen»; ein Cliché oder *Klischee* ist eine Druckplatte, von der man beliebig viele Abzüge machen kann, und ein *Sprachklischee* ist ein Wort oder eine Wortverbindung, von denen schon allzu viele Abzüge hergestellt worden sind: Modewörter, eingerastete Wortkombinationen, leergedroschene Bilder.

Modewörter

Blauäugig und hochkarätig, spektakulär, postmodern und multikulturell, das sind zum Beispiel Modewörter. Als diese Wörter sich aus dem Schatten vorarbeiten, war dagegen eine Zeitlang nichts zu sagen; nun scheiden sich die Geister: Die einen lieben solche Wörter, eben weil sie in aller Munde sind; die anderen beginnen sie zu hassen, weil sie zu oft aus zu vielen Mündern quollen.

Für diese anderen, die Gegner der Mode, spricht ein objektiver Grund: Wer seinen Text mit Modewörtern spickt, wird zwar manches entlastende Wiedererkennen und Kopfnicken hervorrufen, aber kaum je etwas bieten, das den Leser fasziniert und in ihm haften bleibt. Modewörter entstammen dem Wühltisch beim Schlußverkauf: reichlich vorhanden, billig zu haben, wenig geachtet.

Zu diesem Einwand, der sich gegen alles allzu Modische richtet, kommt ein weiterer, wenn die Mode eine *falsche Verwendung* nach sich zieht. Das Modewort *optimal* heißt eigentlich: das unter den obwaltenden Umständen Bestmögliche – vielleicht also etwas ziemlich Schlechtes. Nur selten ist das Optimum zugleich das Maximum. Eben im Sinne von «maximal» oder «perfekt» wird optimal aber überwiegend verwendet.

Das Modewort *nachvollziehen* hat ein gutes Dutzend schöner deutscher Wörter ins Abseits geschoben, die früher statt dessen üblich waren: verstehen, begreifen, einsehen, einleuchten, kapieren,

sich klarmachen, billigen, nachfühlen, nachempfinden. Die Verödung einer ganzen Sprachlandschaft durch ein Modewort wäre traurig genug; doch in all diesen Bedeutungen wird *nachvollziehen* auch noch falsch verwendet: Es bezeichnet nämlich kein Denken oder Empfinden, sondern ein Tun – der *Strafvollzug* beweist es ebenso wie der *Gerichtsvollzieher*.

Sollen diese Wörter gar nichts mehr bedeuten? Sollen wir keine Zusammenhänge mehr spüren, auch wenn sie derart offensichtlich sind? Wenn Berufsschreiber nicht einmal sich selber zuhören – wer soll ihnen lauschen? *Nachvollziehen* heißt *nachmachen*, und dem Politiker, der mit Schmalz in der Stimme klagt, er könne diese schrecklichen Verbrechen «nicht nachvollziehen», dem sollten wir zurufen: «Um Gottes willen! Das hat auch keiner von Ihnen erwartet.»

Eingerastete Wortkombinationen

Das sind zum Beispiel die konstante Bosheit, die herbe Enttäuschung, der bittere Ernst, das hektische Treiben, das volle Verständnis (überflüssige Adjektive allesamt, siehe Regel 5), auch der Sturm der Entrüstung, das Hageln der Proteste und das Bild des Grauens.

Leergedroschene Bilder

Bilder, die alle Bildhaftigkeit durch unmäßigen Gebrauch verloren haben: Das sind beispielsweise der große Bahnhof, der rote Teppich, das grüne Licht für, die Spitze des Eisbergs. Auch der *Stellenwert* ist Bildersprache, was kaum noch einer heraushört – nämlich eine Übertragung aus der Mathematik, wo die Stellen vor und hinter dem Komma über den Wert einer Ziffer entscheiden. Nach den ersten hunderttausend Stellenwerten wäre es vielleicht ganz erfrischend, sich auf die Ursprungswörter zurückzubessenen: Wert, Rang, Bedeutung, Rolle.

(Von schiefen Bildern und der Vermischung von Bildern – Katachresen – handelt Regel 40.)

Regel 8: Mit Silben geizen

Ein Wort ist um so verständlicher, je weniger Silben es hat – dies ist eine der beiden Grundregeln der Verständlichkeitsforschung (die andere in Regel 18). Daß sie erschreckend simpel klingt und nach bloßer Erbsenzählerei, nimmt der Regel nichts – im Gegenteil: Mit der Kürze wächst nicht nur die Verständlichkeit, sondern auch die Anschaulichkeit und die Kraft. Die Lyrik aller Völker und die heiligen Schriften aller Religionen beweisen es («Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott»). Und was riefen die Leipziger, als sie im Oktober 1989 den Fall der Mauer vorbereiteten – wir sind die Bevölkerung? Nein: «Wir sind das Volk!»

Kürze heißt Kraft

Stehen für dieselbe Sache zwei Wörter mit verschiedener Silbenzahl zur Verfügung, so darf man wetten, daß das kürzere Wort zugleich das eingängigere und das kraftvollere ist. Die *Informationsdefizite* sind natürlich Wissenslücken und stehen zu diesem im Silbenverhältnis 9 : 4; das *Gefährdungspotential* ist auf deutsch ein Risiko (7 : 3), und das Modewort *ansonsten* ist dreimal so lang wie das schlechte «sonst», an dessen Stelle es getreten ist.

Selbst wo wir *zwei* kurze Wörter brauchen, um den vielsilbigen Oberbegriff zu ersetzen, haben wir oft noch Silben gespart und immer Anschaulichkeit gewonnen: Spanien und Portugal haben zusammen nicht mehr Silben als die Pyrenäenhalbinsel allein (und dabei den Vorzug, daß alle wissen, wovon der Meteorologe spricht); Wind- und Sonnenkraftwerke bestehen aus sieben Silben und *alternative Technologien* aus zehn, Brot und Milch aus drei Silben und *Grundnahrungsmittel* aus fünf.

Natürlich: Bei den Technologien werden die Gezeitenkraftwerke unterschlagen und bei den Grundnahrungsmitteln Kartoffeln oder

Regel 8: Mit Silben geizen

Reis. Doch der alles abdeckende Ausdruck tötet die lebendige Sprache, das *pars pro toto* genügt durchaus, wenn man nicht Gesetze oder Grundbucheintragen zu formulieren hat (Regel 11).

Wortdreimaster

So nennt Schopenhauer jene Vielsilber, denen man nach seinen Worten einen Mast kappen sollte, noch besser zwei: den vorderen Mast bei *abändern* und *amieten*, bei *Rückantwort* und *Eigeninitiative*; den hinteren Mast bei *Glattbildung* und *Rauchentwicklung* (denn was sich weder bildet noch entwickelt, kann nicht Rauch und Glätte sein); den vorderen *und* den hinteren Mast beim *Bedrohungssignal*, da natürlich jede Drohung als Signal der Bedrohung verstanden werden möchte. Wo sich kein Mast kappen läßt, sollte man immer noch wissen, daß man einen Schleppzug bewegt, wo der Leser ein flottes Boot vorziehen würde: Frustrationstoleranz, Befindlichkeitspegel, Randgruppensensibilität.

Warum hat Churchill nicht von körperlichen Beschwerden gesprochen und von der Notwendigkeit der rückhaltlosen Mobilisierung aller nationalen Energiereserven – sondern von *blood, toil, tears and sweat*? Weil er wußte und verkündete: «Die alten Wörter sind die besten und die kurzen die allerbesten.» Und Jean Paul hatte schon 1804 geschrieben, 145 Jahre bevor die Verständlichkeitsforschung sich etablierte: «Je länger aber ein Wort, desto unanschaulicher.» (Freilich hätte er noch besser die Verneinung vermieden – Regel 31 –, also formuliert: Je kürzer aber ein Wort, desto anschaulicher.)

Es sind die uralten Einsilber, in denen die Grundtatsachen unseres Lebens und unsere stärksten Gefühle eingefangen sind: Kopf und Fuß, Haus und Hof, Geld und Geiz, Haß und Neid, Wut und Gier, Glück und Pech, Angst und Qual, Not und Tod. Wer *Großviehbestände* schreibt, obwohl er nichts meint als Rind und Pferd, sollte sich im Landwirtschaftsministerium bewerben.

Zwei Meister der Einsilbigkeit: Lincoln und Goethe

Unter den Reden Abraham Lincolns (er schrieb sie selber) ragt eine heraus, die amerikanische Sprachkritiker noch bemerkenswerter finden als seine Ansprache auf dem Schlachtfeld von Gettysburg: die zu seiner zweiten Amtseinführung als Präsident. Von ihren 701 Wörtern haben 505 nur eine Silbe; William Zinsser hat das ausgezählt und lobt Lincoln dafür.

Nun gibt es im Englischen viel mehr kurze Wörter als im Deutschen – doch das akademisch-bürokratische Bestreben, sich vielsilbig auszudrücken, ist nicht weniger verbreitet; William Safire, der Sprachkolumnist der NEW YORK TIMES, verspottete 1993 das Vorhaben, aus dem schönen alten Zoo von New York einen *Wildlife Conservation Park* zu machen.

Auch ist Lincoln von Goethe übertroffen worden. Während der Präsident es auf 72 Prozent Einsilber brachte, hat Goethe in einem der berühmtesten Gedichte deutscher Sprache, der Ballade vom Fischer, eine Quote von 76 Prozent erreicht: Unter den 170 Wörtern des Gedichts befinden sich 130 Einsilber, 30 Zweisilber, 9 Dreisilber und ein einziges viersilbiges Wort: «wellenatmend». In der letzten Strophe («Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm...») haben von 48 Wörtern sogar 41 nur eine Silbe, das sind 85 Prozent.

Eine Meisterin der Vielsilbigkeit: die «Stiftung Lesen»

Im Tätigkeitsbericht 1990–92 der Stiftung Lesen heißt es:

Alle Teilnehmer des Gesprächs waren sich einig, daß den feststellbaren Einbrüchen in der *Bibliotheksinfrastruktur* der ehemaligen DDR und der enormen Abnahme der Nutzung von Bi-

bliotheken auf *bibliothekspolitischer* wie *leseförderungspraktischer* Ebene begegnet werden muß.

Dieser Satz besteht nur zu 42 Prozent aus Einsilbern und enthält 3 achtsilbige Wörter, hier durch Kursivsatz herausgehoben. Wenn ein lesefreundlicher Text gestiftet werden soll, müssen die Achtsilber verschwinden, und die Zahl der einsilbigen Wörter sollte erhöht werden.

Auch gilt es, die Wortstellung *Abnahme der Nutzung von Bibliotheken auf bibliothekspolitischer Ebene* zu zerschlagen, da man meinen könnte (und zunächst wahrscheinlich meint), auf bibliothekspolitischer Ebene finde die Abnahme der Nutzung statt; es ist aber, wie sich vom Ende des Satzes her erschließt, jene Ebene, auf der dieser Abnahme begegnet werden muß (falscher Zwischensinn, Regel 29).

Dieses Problem löst sich leicht, indem man das *Wort Ebene* (eine leere Hülle aus dem akademisch-bürokratischen Komplex) ersatzlos streicht; dann wird der Abnahme der Nutzung *bibliothekspolitisch* begegnet. Zu tilgen ist ferner das *Wort feststellbar* in der zweiten Zeile, da *nicht* feststellbare Einbrüche niemals Gegenstand einer schlüssigen Aussage sein können.

Die 3 Achtsilber dagegen widersetzen sich der Verwandlung in anschauliches, angenehmes Deutsch: Dazu müßte man ja wissen, worin die Einbrüche in der Infrastruktur der Bibliotheken bestehen und wie die bibliothekspolitischen und leseförderungspraktischen Maßnahmen aussehen sollen; das aber geht aus dem Text nicht hervor. *Ein* Beispiel für die Einbrüche! *Eine* bibliothekspolitische Maßnahme! *Ein* leseförderungspraktischer Schritt! Das heißt: konkret schreiben (Regel 10), das pars pro toto wählen (Regel 11), Beispiele bringen (Regel 34).

In der vorliegenden Form ist der Text also nicht zu retten; gedruckt werden sollen hätte er nie.

Regel 9: Schlichte Wörter wählen

Der Rat, mit Silben zu geizen, führt offensichtlich dazu, daß der Schreiber bei schlanken, unauffälligen Wörtern landet. Lauert da nicht die Gefahr der Armut, ja der Versimpelung? Kann denn Lichtenberg wirklich recht haben, wenn er sich rühmt: «Meine Sprache ist allzeit *simpel*, enge und plan»? Natürlich, man soll Wörter wie *himmelstürmend* oder *sauertöpfisch* nicht verbannen, bloß weil sie vier Silben haben und im aktiven Wortschatz der meisten Menschen kaum anzutreffen sind. Man braucht auch nicht auf sie zu verzichten: Denn verständlich sind sie für jedermann, und anschaulich sind sie auch.

Die Warnung richtet sich vielmehr gegen die akademisch-bürokratisch aufgedunsenen Begriffe, gegen Bombast und Zunftjargon; und falls man sich nicht für einen Dichter hält, also an einer kleinen, treuen Schar von Lesern sein Genügen findet – dann sollte man überdies alle weithergeholten und manierierten Wörter meiden, es also Rilke überlassen, zu schreiben:

Nennt ihr das Seele, was so zage zirpt?

Und Stefan George:

Hinan und hinunter verletzen mich härene Karden.

Für den, der mit Worten wirken will, ist das simple Wort die richtige Wahl. Schon Cäsar, der ein großer Schriftsteller war, soll in seiner verschollenen Schrift zur Grammatik geschrieben haben: «Jedes selbten gehörte und ungewohnte Wort sollst du fliehen wie ein Riff.» Jacob Grimm plädiert für «die bildliche Bannkraft des einfachen Wortes». Der amerikanische Stillehrer E. B. White empfiehlt: «Widerstehe der Versuchung, ein 20-Dollar-Wort zu benutzen, wenn du ein 10-Cent-Stück zur Hand hast, das den gleichen Zweck erfüllt.»

Schlichte Wörter allein tun es freilich nicht; man muß auch etwas zu sagen haben – am besten etwas Kraftvolles und Überraschendes. Schopenhauer hat dies auf jene Formel gebracht, die vielleicht die wichtigste aller Stilregeln ist:

Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge.

Bei Lichtenberg hört sich das zum Beispiel so an: Es gibt jetzt der Vorschriften, was man sein soll, so mancherlei Arten, daß es kein Wunder wäre, wenn die Menge auf den Gedanken geriete, zu bleiben, was sie ist. In der Bibel: Von Staub bist du gekommen, und zu Staub sollst du werden. Bei Georg Büchner: Friede den Hütten – Krieg den Palästen! Bei Bert Brecht: Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin. Wie simpel! Und nirgends ein Wort von mehr als drei Silben.

Selbst dem SPIEGEL, der es gern mit der Umkehrung von Schopenhauers Regel hält, gelingen zuweilen Sätze wie dieser: Der Boß der Drogenbosse, Pablo Escobar, starb standesgemäß im Kugelhagel.

Einen merkwürdigen und eindringlichen Beleg für Schopenhauers Formel lieferte 1992 der SPD-Veteran Erhard Eppler in seinem Nachruf auf Willy Brandt. Am Schluß seines Artikels deutete Eppler an, daß Brandt ein gläubiger Mensch gewesen sein könne – überraschend genug; und die beiden letzten Sätze lauteten in schlichtestem Deutsch: Willy Brandt war kein Kirchenchrist. Aber es spricht einiges dafür, daß er nicht ohne Neugier gestorben ist.

Regel 10: Die engste Einheit benennen

Ergiebige Niederschläge sind natürlich in Wahrheit heftiger Regen; sollte es sich um Schnee oder um Hagel handeln, so würden wir auch dies gern erfahren. Wenn aber «die Niederschläge teils als Regen, teils als Schnee niedergehen», so demonstriert der Meteorologe seine Affenliebe zum Oberbegriff in verschärfter Form: «Es wird teils regnen, teils schneien», das ist seine Aussage. Niederschläge sind ein bloßes Abstraktum für die Statistik; der liebe Gott hat keine gemacht, und Nichtstatistiker sollten sie niemals verwenden.

Die Versuchung aber scheint ungeheuer. Die interpersonale Kommunikation in Form von Gesprächen mit Verwandten, Bekannten und Arbeitskollegen... heißt es in einem Fachbuch über das Lesen in der Mediengesellschaft. Nun muß man der Autorin zwar dankbar sein, daß sie uns mit der interpersonalen Kommunikation nicht allein gelassen, sondern sie mit Leben erfüllt hat. Nur: Wenn ich schon erfahre, daß es sich um Gespräche mit Verwandten, Bekannten und Arbeitskollegen handelt – welchen Dienst leistet dann noch deren abstrakte Überwölbung durch die Floskel von der interpersonalen Kommunikation? Der Text sagt zweimal dasselbe, erst abstrakt, dann konkret (wie bei den Niederschlägen, die teils...); er folgt also der akademischen Zwangsvorstellung, daß man sich ohne abstrakte Begrifflichkeit in vielen lateinischen Silben nicht sehen lassen kann.

Das Besondere statt des Allgemeinen

«Gänse diebstahl statt Dieberei», dieses ist das Element des Ausdrucks.» Damit hat Lichtenberg wieder einmal recht; seine Sprache ist «allzeit simpel, enge und plan». Der Schreiber, der gelesen werden will, benennt das, was er meint, stets mit dem engsten Begriff. Meint er Henne, so schreibt er nicht «Huhn»; meint er Huhn, so schreibt er nicht «Geflügel» oder «Federvieh»; meint er Geflügel, so schreibt er

Regel 10: Die engste Einheit benennen

nicht «Haustiere»; meint er Haustiere, so schreibt er nicht «Tiere»; meint er Tiere, so schreibt er nicht «Lebewesen», denn das sind die Pflanzen auch.

Findet aber der Schreiber in seiner Vorlage das Wort «Geflügel» nicht eingegrenzt, so sollte er recherchieren, ob es sich vielleicht nur um Hühner handelt; kann er das nicht, so wäre er gut beraten, wenn er auf den Text entweder verzichtete oder sich wenigstens ein schlechtes Gewissen leistete, falls er ihn verwenden muß. Denn die engste Einheit benennen heißt: präzise schreiben, konkret schreiben, anschaulich schreiben – und etwas Besseres läßt sich über Sprache gar nicht sagen.

Dabei ist ein Grenzfall zu beachten: der, daß der Ausdruck zwar knapp ist, aber trotzdem nicht konkret. Dieser Fall liegt erstens vor bei scheinbar harmlosen Wörtern wie *weitgehend* und *jede Menge*: «Ein weitgehender Verzicht» läßt gerade die entscheidende Frage offen, *wie weit* er geht; und «jede Menge» besagt: Genau weiß ich es nicht, recherchiert habe ich es nicht – und das knappste Wort für diesen Sachverhalt, *viele* nämlich, ist mir nicht schick genug.

Der Fall liegt zweitens vor bei Floskeln wie «mit allen Zeichen der Ungeduld» oder «Die Unglücksstätte bot ein Bild des Grauens». Was waren denn die Zeichen der Ungeduld, und wie sahen die Bilder aus, die sich zum Grauen summierten? Umgekehrt wird ein Schuh draus: Man beschreibt die Zeichen, malt die Bilder – und überläßt dem Leser die Chance, selbst zu folgern, daß es sich wohl um Ungeduld oder um Grauen handelte.

Die falsche Gewohnheit

Wer 18 bis 20 Jahre Schule und Hochschule hinter sich hat, dem fällt es offenbar unendlich schwer, sich von der Einübung in die Abstraktion wieder abzuwenden und auf den Punkt zu schreiben; ja vielen Akademikern ist nur mühsam klarzumachen, daß schon der Satz «Die Stadt machte einen verwahrlosten Eindruck» nichts ausdrückt, was der Schreiber gesehen, sondern nur, was er aus seinen Sinnesein-

Die richtigen Wörter

drücken gefolgt hat – daß er sich also abstrakt ausdrückt und damit mögliches Leserinteresse verschenkt.

Was zum Beispiel könnte der Schreiber *gesehen* haben? Mauerschwamm und Fladen von abgeblättertem Putz, einen rostigen Heizkörper mitten auf der Straße, Unrat vor den Türen – nein, Unrat nicht, denn das ist ein weiter und kein enger Begriff und wieder eine Abstraktion: Scherben also, Plastikbecher, verfaulte Essensreste und Fäkalien. *Nuzz* hat der Leser jede Freiheit, sich das Wort «verwahrlost» seinerseits hinzuzudenken, falls ihn das freut.

Diese Freiheit ist um so wichtiger, als aus denselben Beobachtungen ganz verschiedene Schlüsse gezogen werden können: Wenn in einem Wohnzimmer die Schrankwand aus Palisander ins Auge sticht, der Kaufhof-Teppich mit dem Orientmuster und der Schlag in den Paradekissen – dann sollte es, nach solch minutiöser Schilderung, dem Leser überlassen bleiben, ob er deutsche Gemütlichkeit oder eher eine Schreckenskammer vor sich sieht. Abstraktion kann in Bevormundung ausarten – noch ein Argument gegen sie.

Die Irrungen der Abstraktion

Zu eben dieser Zeit nahm man Emilia Galotti vor. Dieses Stück war sehr glücklich besetzt, und alle konnten in dem beschränkten Kreise dieses Trauerspiels die ganze Mannigfaltigkeit ihres Spieles zeigen. Serlo war als Marinelli an seinem Platze, Odoardo ward sehr gut vorgetragen, Madame Melina spielte die Mutter mit vieler Einsicht, Elmire zeichnete sich in der Rolle Emiliens zu ihrem Vorteil aus, Laertes trat als Appiani mit vielem Anstand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehreren Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bei dieser Gelegenheit hatte er sowohl mit sich selbst als mit Serlo und Aurelien die Frage oft abgehandelt: welch ein Unterschied sich zwischen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und inwiefern jenes in diesem, dieses aber nicht in jenem enthalten zu sein brauche.

Regel 10: Die engste Einheit benennen

Und gewiß, könnten wir beschreiben, wie glücklich alles eingeteilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegensatz, durch Einfarbigkeit oder Buntheit alles bestimmt, so und nicht anders erschien, als es erscheinen sollte, und eine so vollkommene als deutliche Wirkung hervorbrachte, so würden wir den Leser an einen Ort versetzen, von dem er sich so bald nicht zu entfernen wünschte.

Goethe, «Wilhelm Meisters Lehrjahre»

Zahlreichen Hamburger Spezialitäten hat er auf diese Weise zu neuem Ansehen verholfen. Wie bei seinen Kreationen verbindet Viehauser auch hier Überliefertes mit Neuem zu mitunter ungewöhnlichen Kombinationen. Ebenfalls traditionsreich sind einige Hamburger Spezialitäten, die ebenso französische Geschäftsfreunde überzeugen dürften wie gebürtige Hamburger.

HAMBURGER WIRTSCHAFT

Die Reize des Konkreten

Von den Tischereignissen ist mir nur noch als charakteristisch erinnerlich, daß ich im Eifer des Gesprächs in dem neben mir liegenden Stück Brot krümelte und dadurch unschöne Brosamen erzeugte. Da tippte denn Goethe mit dem Finger auf jedes einzelne und legte sie auf ein regelmäßiges Häufchen zusammen.

Franz Grillparzer (in seiner Autobiographie)

Wer sechs Roß im Stall stehen hat, ist ein Bauer und sitzt im Wirtschaftshaus beim Bürgermeister und beim Ausschuß. Wenn er das Maul auf tut und über die schlechten Zeiten schimpft, gibt man acht auf ihn... Wer fünf Roß und weniger hat, ist ein Gütler und schimpft auch. Aber es hat nicht das Gewicht und ist nicht wert, daß man es weitergibt. Wer aber kein Roß hat und seinen Pflug

Die richtigen Wörter

von ein paar mageren Ochsen ziehen läßt, der ist ein Häusler und muß das Maul halten.

Ludwig Thoma

Führerrede. Ich legte mich ins Bett und drehte der Welt den Hintern zu.

Gottfried Benn

Der Wind macht die Wolken, daß da Regen ist auf die Äcker, daß da Brot entstehe. Laßt uns jetzt Kinder machen aus Lüsten für das Brot, daß es gefressen werde.

Bert Brecht

Ob eine Frau Schneiderin ist oder Witwe eines Schneiders, macht für die Statistik nicht unbedingt einen Unterschied. Beide, Schneiderin und Schneiderswitwe, würden in vielen sozialgeschichtlichen Untersuchungen der Berufsgruppe der Schneider zugerechnet werden und somit dem Kleinbürgertum. Schwierigkeiten bei der Einordnung ergeben sich erst bei einem Fall wie dem folgenden: Denken wir uns eine Schneiderswitwe, die als Bauerntochter geboren wurde, vor ihrer Ehe als Dienstmädchen arbeitete und nach dem Tode ihres Schneiders einen Lehrer ehelicht. Diese Dame sprengt die Statistik.

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

Mutmacher

Der Ausdruck ist dem Gedanken angemessen, wenn er dem Leser besonders dadurch gefällt, daß er völlig bestimmt sagt, was wir haben sagen wollen. Er ist ein Schatten, der sich mit dem Baum bewegt. Klopstock, «Gedanken über die Natur der Poesie»

Regel 10: Die engste Einheit benennen

Das erste, was not tut, ist Leben: Der Stil soll leben... Je abstrakter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muß man erst die Sinne zu ihr verführen.

Nietzsche, Nachlaß

Gemeinplätze in nicht konkreten Worten sind bloße Faulheit; sie sind Geschwätz, nicht Kunst.

Ezra Pound (an Harriet Monroe)

Wenn die Stillehrer sich in irgendeinem Punkt einig sind, dann in diesem: Der sicherste Weg, die Aufmerksamkeit des Lesers zu wecken und wachzuhalten, ist der, besonders, bestimmt und konkret zu sein. Vermeide lahme, farblose, unverbindliche Wörter. Schreibe nicht: «Eine Periode widrigen Wetters setzte ein», sondern: «Eine Woche lang regnete es jeden Tag.»

William Strunk, «The Elements of Style»

Die Stilgauler der höheren Grade... leben von der uralten Erfahrung: Je abstrakter man schreibt, desto geistreicher kann man sich ausdrücken. Bei einem gewissen Grad der geistigen Verdünnung verliert der Leser jede Kontrolle über den Sinn.

Ludwig Reiners, «Stilkunst»

Lassen Sie sich nicht erwischen mit einer Tasche, die nichts als abstrakte Hauptwörter enthält.

William Zinsser, «On Writing Well»

Regel 11: Oder noch weniger als die engste Einheit benennen (pars pro toto)

Ein Bauer, der mit seinem kompletten Hausrat und allen Haustieren auf neues Land umzieht, schafft ein Problem für den, der den Umzug beschreiben will: Hausrat und Haustiere sind abstrakte Oberbegriffe, also nach Regel 10 zu vermeiden. «Mit Sack und Pack» ist schon besser, aber noch nicht anschaulich genug; auch schlösse es die Tiere nicht ein. Die Aufzählung *aller* Umzugsgüter wiederum ergäbe eine trostlose Liste.

Das ist genau der Fall, der nach dem *pars pro toto* ruft: dem Teil anstelle des Ganzen. Aus den Hunderten von Tieren, Möbeln und Geräten greift man stellvertretend ein halbes Dutzend heraus, so, daß der Eindruck eines Totalumzugs in der anschaulichsten Weise hergestellt wird. Wie also zog der Bauer um? Mit Kühen, Schweinen, Hühnern, Standuhr, Herd und Melkmaschine.

Dieses Stilmuster ist eines der ältesten und bis heute durchschlagskräftigsten. Schauet die *Lilien* auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, heißt es in der Bergpredigt – gemeint war natürlich, daß der Mensch, der sich zu viele Sorgen um morgen macht, sich *die Pflanzen* zum Vorbild nehmen solle. Doch statt des blassen Oberbegriffs und anstelle einer erschöpfenden Aufzählung schränkt Jesus sein Gleichnis auf die Lilien ein – ungerecht gegen alle anderen Blumen und sonstigen Pflanzen auf Erden, aber prall von Saft und dabei jedes Mißverständnis ausschließend.

Lichtenberg rühmte am Winter in Italien, dort ließen sich die Weihnachtslieder ohne Pelz und Feuerstübchen singen – während zu Hause nichts bleibe als Göttingischer Schnee, Schlittengeläute und magere Hyazinthen-Zwiebeln an meinem Fenster. Hölderlin drängte die Schrecken des Winters in zwei Bilder zusammen: Die Mauern stehen sprachlos und kalt; im Winde klirren die Fahnen. In dieselbe Richtung geht der Rat Balzacs: «Wenn du das Universum schildern willst, dann beschreibe dein Haus.»

Regel 11: Pars pro toto

Lilien, Mauern, Melkmaschinen sind eine der beiden Formen des *Beispiels*: pars pro toto, das Beispiel *anstelle* des Ganzen. Die andere Form des Beispiels ist eine willkommene *Dreingabe* zu einem Text, in dem logisch durchaus schon alles enthalten war, ein erhellendes Zusatzangebot. (Dazu Regel 34: Kompliziertes doppelt sagen und nach Vergleichen fahnden.)

Regel 12: Verben hofieren

Wo immer man die Wahl zwischen zwei Wortgattungen hat, wähle man das Verb, das Wort der Tätigkeit, der Aktion, der Tat, des prallen Lebens: «Und es waltet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.» (Schiller) Die Wahl hat man häufiger, als die meisten glauben.

Die schlechten Verben

Das bedeutet nicht, daß jedes Verb erstrebenswert wäre. Auch unter den Verben hat sich viel Müll angehäuft. Wenig ist gewonnen mit Wörtern der Untätigkeit wie *liegen, vorliegen, sich befinden, gebören, herrschen* (von Zuständen), *geben* (es gibt), *sich belaufen auf* und *sich handeln um*; gar nichts ist gewonnen, wenn sie sich noch dazu spreizen wie *weilen, aufweisen* und *in Vorschlag bringen* oder gar Amtsstempel tragen wie *beibehalten*.

Auch Tätigkeit muß noch kein Gütesiegel sein: *erfolgen* und *bewerkstelligen* bleiben tote Wörter, obwohl sie eine Bewegung ausdrücken. Wer *reflektieren, sensibilisieren, instrumentalisieren* schreibt, teilt vor allem mit, daß er sich dem akademisch-bürokratischen Komplex zugehörig fühlt. Wer zu *thematisieren* wünscht, sollte prüfen, ob er nicht einfach etwas aufgreifen möchte.

Tabu sein sollten auch die vom SPIEGEL in die Welt gesetzten Kunstverben wie *hämen, kuren, urlauben*; ebenso die Seemannswörter *hieven* und *dümpeln*: weil der SPIEGEL und seine Nachbeter überhaupt nichts mehr heben oder hochziehen, sondern nur noch «hieven» können; und weil bei Journalisten die Zwangsvorstellung umgeht, daß in jeder Reportage «gedümpelt» werden müsse; träge schaukeln sollen dabei nicht nur Boote oder Enten, sondern auch Pläne und Gesetzesvorhaben (Regel 7: Modewörter und Klischees vermeiden).

Die guten Verben

Und was wären dann die *guten* Verben? Zum ersten die schlichten: «Der Kongreß will klären, was die Technik kann, was die Wirtschaft will und was die Leute mögen» (Regel 6). «Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm...» (Regel 8). «Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin» (Regel 9). Selbst *haben* und *sein* können Kraft gewinnen, wenn man sie zu setzen versteht, wie Schopenhauer in den drei Kapitelüberschriften seiner «Aphorismen zur Lebensweisheit»: Von dem, was einer ist – Von dem, was einer hat – Von dem, was einer vorstellt.

Zum zweiten geläufige Wörter in überraschendem Zusammenhang: Im Polizeibericht wurde eine Frau «mit dem Fleischerbeil *handelt*» (was zwar zynisch oder unfreiwillig¹ komisch ist, aber gleichwohl demonstriert, wie ein entleertes Wort plötzlich Fülle gewinnen kann). Heinrich Böll läßt eine Figur in ihrem Gewissen *herumpopeln*, Robert Walser läßt ein Kleid auf dem Boden *kichern und flüstern*.

Die dritte Gruppe erstrebenswerter Verben sind solche, die jeder versteht, aber kaum einer verwendet. Da wartet ein Schatz darauf, gehoben zu werden: *murren, foppen, krächzen, lodern, übertölpeln*.

Aus diesen drei Gruppen sollten wir uns bedienen – auch und zumal dann, wenn das Verb einen wohlgerateneren Satz aufschichtet aus den Trümmern einer zu Recht zerschlagenen Nominalkonstruktion (Regel 25).

Regel 13: Passiv, Infinitiv und Plusquamperfekt vermeiden

Wenn es sich irgend einrichten läßt, sollte das Verbum nicht im Passiv stehen, nicht im Infinitiv und nicht im Plusquamperfekt. Alle drei sind in spontaner Rede selten und in Dialekten so wenig bekannt wie auf dem Schulhof. Das muß nicht den Ausschlag geben (nicht zum Beispiel beim Konjunktiv, da er logisch und journalistisch häufig zwingend ist); allemal aber sollten uns solche Symptome der Unlebensfähigkeit zu denken geben.

Warnung vor dem Passiv

Dem Passiv gilt die Liebe von Gebrauchsanweisungen, Kochbüchern und Behördenbriefen. In allen anderen Texten sollte es vermieden werden. Es hat den zusätzlichen Nachteil, zum Verstreken der handelnden Personen einzuladen: «Meier wurde zu Boden gerissen und mit Füßen getreten», das ist grammatisch korrekt und in jeder anderen Hinsicht unbefriedigend – wer trat ihn denn? Dies zu wissen haben wir dieselbe Neugier und dasselbe Recht, wie über die Person des Getretenen informiert zu werden.

Widerspruch ist folglich anzumelden gegen manche Stillehren, die das Passiv dann als legitim einstufen, wenn es wirklich das ausdrücke, was das Wort besagt: ein Leiden. Nein: Wer das Leiden zufügt, das wollen wir immer wissen. «Der Briefträger wurde zum zehntenmal gebissen» ist ein akzeptabler Satz – aber nicht deshalb, weil das Gebissenwerden ein Leiden ausdrückt, sondern nur deswegen, weil «beißen» und «Briefträger» das eindeutige Signal geben, daß das handelnde Subjekt ein Hund war; und dessen Persönlichkeit darf der Schreiber ignorieren.

Zulässig ist das Passiv ferner, wenn die handelnde Person uns nicht zu interessieren braucht («Der Bahnhof wird um Mitternacht geschlossen») oder wenn übermenschliche Kräfte wüten («Die Deich-

Regel 13: Passiv, Infinitiv und Plusquamperfekt vermeiden

krone wurde auf hundert Meter weggespült»). In allen anderen Fällen ist das Passiv entweder eine Unsitte oder der Fluchtweg eines Schreibers, der die handelnden Personen nicht in Erfahrung bringen konnte.

Zu warnen ist auch vor Floskeln, die die handelnden Subjekte verstecken, ohne sich der grammatischen Form des Passivs zu bedienen: Hundert Menschen sind ums Leben gekommen (unerwünscht, falls es durch Menschen geschah und nicht durch Naturgewalten), ein Krieg ist ausgebrochen, die Preise steigen.

Wilfried Seifert sagt so: «Sie werden in Kenntnis gesetzt», das ist Papier. «Ich aber sage euch», das ist die Bergpredigt.» William Zinsser dekretiert: «Der Unterschied zwischen Aktiv und Passiv ist der Unterschied zwischen Leben und Tod.»

Mißtrauen gegen den Infinitiv

Der Infinitiv ist eine schriftliche, literarische Form des Verbs und auch unter gebildeten Erwachsenen beim Sprechen selten: «Sei doch so nett und gib mir das Buch» sagen die meisten; «... mir das Buch zu geben» würde schon ein bißchen gedrehselt klingen.

Auch schriftlich bleibt der Satz «Der Kanzler versicherte, die Wahl gewinnen zu können» zweite Wahl; «... er könne die Wahl gewinnen» ist das natürlichere und elegantere Deutsch. «Die Fähigkeit, die Wahl gewinnen zu können» wäre hingegen nicht nur schwach, sondern falsch: In der Fähigkeit, die Wahl zu gewinnen, steckt das Können schon drin. Daher sind neun von zehn zu können, zu dürfen, zu sollen, zu müssen zu streichen.

Vorsicht mit dem Plusquamperfekt

Das Plusquamperfekt ist ein sperriges Tempus – und leider eine journalistische Versuchung; denn die Nachricht über das Flugzeugunglück pflegt mit dem Absturz zu beginnen, so daß die Vorgeschichte nach dem Plusquamperfekt ruft: «Drei Minuten vor dem

Die richtigen Wörter

Absturz hatte der Pilot noch gefunkt...», und bevor er gefunkt hatte, waren Flammen aus zwei Motoren geschossen.

Daraus folgen drei Ratschläge: die doppelte Verschachtelung, wie in diesem Beispiel, vermeiden um fast jeden Preis; bei einfacher Verschachtelung (Es hatte damit begonnen, daß...) nach einem einzigen Plusquamperfekt ins Imperfekt springen; möglichst oft (und in der Nachricht nach dem ersten Absatz) chronologisch erzählen. In der Bibel gibt es kein Plusquamperfekt, so wenig wie bei Homer.

Stutzen beim Imperfekt

Das Imperfekt ist das Tempus der Erzählung, es verweilt in der Vergangenheit. «Dann lernte ich Englisch» ist korrekt als Bestandteil eines Lebenslaufs – falls ich auf jede Aussage darüber verzichten will, ob ich heute Englisch kann. «Englisch habe ich in Cambridge gelernt» bedeutet: Und nun kann ich es. Jede vergangene Handlung, die in die Gegenwart fortwirkt, verbietet das Imperfekt.

Diese klare Vorschrift der Grammatik kommt, anders als beim Passiv und beim Plusquamperfekt, erfreulicherweise dem Sprachgebrauch entgegen: In mündlicher Rede ist das Imperfekt («Dann ging ich ins Kino») fast unbekannt, außer bei den Hilfszeitwörtern: Ich war, ich hatte, ich mußte, konnte, sollte.

Regel 14: Synonyme meistens suchen

Dreimal *machen*, dreimal *aber* in drei Zeilen: Das mag kein Leser. Also sollte der Schreiber das zweite *aber* ersetzen durch doch, jedoch, dagegen, hingegen, dennoch, indes, allerdings (und überlegen, ob das dritte nicht zu streichen wäre). Jede Häufung ist ärgerlich, ob ein hartnäckig wiederkehrendes *ist* oder der Passus im Jahresbericht der «Stiftung Lesen»: ... was einer Rücklaufquote von 19 Prozent *entspricht*. Dies *entspricht* nach dem Standard solcher Erhebungen...

Klare Forderung also: die Härte der immergleichen Silben auf engem Raum vermeiden. Dazu eine Chance: Es freut den Leser, wenn er einen knochigen Menschen im Verlauf einer längeren Erzählung auch als untersetzt, klobig, grobschlächtig, ungeschlacht oder vierschrötig kennenlernt, unseren Wortschatz also mit Phantasie und Liebe ausgebeutet findet.

Bis hierher herrscht Einigkeit unter Germanisten, Journalisten und Sprachfreunden aller Art. Doch nun kommen wir zu den Übertreibungen.

In der Nachrichtensprache ist kein anderer Vorgang so häufig wie der, daß einer etwas *gesagt* hat. Wer auch dafür Synonyme sucht, betritt ein heißes Pflaster. Denn saubere Synonyme für *sagen* sind selten, statt dessen Dutzende von unsauberen im Umlauf.

Pausenlos liest man, daß Politiker *betonen*, *unterstreichen* und *bekräftigen* – und die Begeisterung vieler Redakteure für diese Schein-Synonyme geht so weit, daß sie mit dem *betonen* anfangen, ehe der Politiker überhaupt etwas sagen konnte. Das dauernde *unterstreichen* ist erstens widersinnig (jede Rede enthält vor allem nichtunterstrichene Passagen) und zweitens ein Herausputzen des Redners, wie man es eigentlich seinem Pressesprecher überlassen sollte.

Meinen, lächeln, grinsen, schmunzeln sind bekanntlich stumme Vorgänge, also gänzlich ungeeignet für die Mitteilung, daß einer etwas gesagt hat; ebenso *wissen* nach SPIEGEL-Art («Er war's nicht»,

weiß Meier»). *Behaupten* ist eine parteiliche Distanzierung; *erklären* heißt einerseits «erläutern» (dann sage man das gleich) oder «feierlich verkünden» (das hätte der Pressesprecher gern!). Wörter wie *motzen*, *lüstern*, *ketzern*, *höhnern* und *orakeln* sind erstens wieder parteilich und zweitens an den Haaren herbeigezerrt. Das Lob des CDU-Generalsekretärs Hintze für seinen Kanzler las sich im SPIEGEL so: Dieser Mann und seine Politik, himmelte Hintze, seien «unsere Chance und unsere Zukunft».

Geeignete Synonyme für *sagen* sind also nur: mitteilen, ankündigen, fortfahren, ausführen, hinzufügen; außerdem solche Verben, die entweder ein Objekt oder ein *daß* verlangen: bezeichnete als, bemängelte daß, widersprach ihm, kritisierte das Vorhaben, warnte vor einer solchen Entwicklung.

Aus diesem bescheidenen Vorrat nehme der Schreiber, wenn der Politiker fünfterlei gesagt hat, die Verben zwei und vier; beim ersten-, dritten- und fünftenmal kann man ihn getrost etwas sagen lassen. Wer dann *noch* mehr von seinen Worten lesen möchte, der ist ein rarer Feinschmecker und soll selber in die Wahlversammlung gehen.

Der anderen Art von Übertreibung – dem Wechsel im Ausdruck um jeden Preis – wendet sich die folgende Regel zu.

Regel 15: Synonyme häufig tilgen

Für den *Wind* hat weder der liebe Gott noch irgendein Deutschlehrer ein Synonym gemacht. Ist er schwächer, heißt er *Brise*, ist er stärker, heißt er *Sturm* – aber wenn er gerade so bläst, daß alle Welt ihn «Wind» nennt, dann kann er nicht anders heißen, und bliese er hundert Seiten lang.

Gerade für die geläufigsten Substantive sieht die Sprache meist keine Synonyme vor. Wer sie trotzdem sucht, landet fast immer bei einem von dreien: der Unverständlichkeit, der Albernheit oder der glatten Verballhornung; er zahlt also einen unerträglich hohen Preis für eine bloße Zwangsvorstellung.

Amman ist natürlich kein verständliches Synonym für *Jordaniern*, es in der Nachrichtensprache dennoch zu verwenden also ein provokanter Unsinn. *Ordnungshüter* und *Währungshüter* hat noch kein Mensch spontan für Polizei und Bundesbank gesagt, auch der Nachrichtensprecher nicht, wenn er mit Freunden redet; es handelt sich um eine im Journalismus etablierte Albernheit – wie *Urnengang* für Wahl oder *unser leuchtendes Zentralgestirn* für Sonne.

Der Tiefpunkt dieser Zwangshandlung ist bei der *Visite* erreicht, die der Bundeskanzler angeblich in Moskau macht – im zweiten Satz, weil der «Besuch» im ersten verbraucht war. Zwar hat sich in der «Visitenkarte» die Bedeutung «Höflichkeitsbesuch» erhalten; sonst aber ist die *Visite* ein Besuch von oben herab (des Papstes in der Diözese, des Schulrats in der Schule, des Chefarztes am Krankenbett), ja sogar die «Leibesvisitation» schwingt in ihr mit.

Ähnlich irreführend: das *Referendum*, auf deutsch «das zu Beschließende». Für «Volksentscheid» wäre es also ein korrektes Synonym, freilich eines, das gewiß 80 Prozent der Deutschen nicht verstehen – also wiederum *kein* erträgliches Synonym. Noch schlimmer: Auch das «Volksbegehren» und die völlig unverbindliche «Volksbefragung» kehren im zweiten Satz der Nachricht als *Referendum* wieder. Das

Die richtigen Wörter

Synonym ist also ähnlich falsch wie die «Visite», nur mit dem relativen Vorzug, daß die meisten ohnehin nicht wissen, wovon die Rede ist.

Selbst wo sich für ein Substantiv ein treffendes und verständliches Synonym anbietet, sollte man zögern, es zu verwenden: Denn der naive Umgang mit der Sprache (der typische also und ein keineswegs zu tadelnder) sieht so aus, daß man die Sache, die man meint, mit einem Wort benennt, das alle kennen, und daß die Ehe zwischen diesen beiden so lange währt, bis der Schreiber oder Redner am Ende ist. Lese ich im ersten Satz «der Bräutigam» und im zweiten «der Freizeitantler», so halte ich sie selbstverständlich für zwei verschiedene Menschen, und wenn der Schreiber zweimal denselben meint, dann soll er seinen Angler in den Fluß kippen.

Ein Triumph über die Synonym-Bessensheit von Deutschlehrern und Chefredakteuren wird dort gefeiert, wo man eben mit der hartnäckigen Wiederholung Wirkung stiften will. Die Bibel, die Literatur und alle feurigen Reden sind voll davon; aber auch in tieferen Etagen läßt sich damit Effekt erzielen. So stellte die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG im Inhaltskasten eine neue Fernsehsendung mit den Worten vor: «Was ist RTL peinlich? Nichts ist RTL peinlich. Zu Gast bei der neuen Scheidungs-Show.»

Regel 16: Importe prüfen

Töricht ist es, Wörter abzulehnen, bloß weil sie aus fremden Sprachen stammen: das Fenster aus dem Lateinischen, die Schokolade aus Mexiko, der Flirt aus England. Erfreulicherweise ist diese Torheit nicht mehr populär. Wo Wörter fremden und deutschen Ursprungs nebeneinander existieren, ist oft das «Fremde» das Übliche und Anzustrebende: *Adresse* mehr als «Anschrift», *Fotokopie* mehr als «Lichtpause».

Um so beliebter ist die umgekehrte Narretei: Wörter zu hofieren, bloß weil sie aus fremden Sprachen stammen – seit 1945 vorzugsweise aus dem englischen Sprachraum, dann *Anglizismen* oder *Amerikanismen* genannt.

Gut sind Anglizismen, wenn sie eine Wortlicke schließen und dabei keine Zumutungen an deutsche Schreib- und Sprechgewohnheiten stellen: fair, Job, Flop, Team, Drops.

Gut beraten waren unsere Großeltern, als sie zu Anfang des Jahrhunderts einige englische Importe beherzt eindeutschten: Aus shawl und strike, aus cokes und cakes machten sie Schal und Streik, Koks und Kekes.

Gut waren noch unsere Eltern, als sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg stark genug fühlten, aus *airlift*, *self-service* und *cold war* die Luftbrücke, die Selbstbedienung und den Kalten Krieg zu machen; das Übersetzen bleibt nämlich stets erlaubt.

Schlecht sind wir – wenn wir, wie üblich, eine der folgenden sechs Torheiten begehen:

1. Wir besitzen ein tadelloses, deckungsgleiches, gut und manchmal besser klingendes deutsches Wort, aber wir verwenden es nicht:

Die richtigen Wörter

Statt:	...könniten wir einfach sagen:
Airbag	Luftsack
Hardware und Software	Geräte und Programme
Mountain bike	Bergrad
Pipeline	Rohrleitung
Showbusiness	Schaugeschäft
Spraydose	Sprühdose
Swimmingpool	Schwimmbecken

2. Wir geben eine Nichtübersetzung als Übersetzung aus: Die *Clinton administration* heißt bei jedem Fernsehreporter Clinton-Administration, obwohl das schiere Übersetzen zu dem Ergebnis «die Registrierung Clinton» führen würde. Die *virtual reality* findet sich im Deutschen, ebenso gespreizt wie unverständlich, als «virtuelle Realität» wieder; eine Scheinwelt ist es, die sie meinen.

3. Wir übersetzen nur scheinbar; in Wahrheit äffen wir das englische Original in deutschen Silben nach.

Für:	...schreiben die meisten:	...obwohl es heißt:
frontline	Frontlinie	Front
network	Netzwerk	Netz
technology	Technologie	Technik
thunderstorm	Gewittersturm	Gewitter

Für «Gewitter» finden wir thunderstorm im Wörterbuch. Welcher Teufel reitet uns, aus dem «thunderstorm» dann den Gewittersturm zu machen? Die Front ist immer eine Linie, und noch scheuen wir uns, ein railway network als «Eisenbahnnetzwerk» vorzustellen.

Regel 16: Importe prüfen

4. Wir übersetzen schief und grotesk: *standing ovation* mit «stehender Ovation». Swimmingpool heißt aber nicht «schwimmendes Becken», und die *standing ovation* ist ein Stehbeifall, eine Ovation im Stehen.

5. Wir übersetzen nicht und verfälschen den Sinn: *jog* heißt trotten, traben, zuckeln. Als das Wiesen-, Wald- und Straßenlaufen (*running*) längst in Mode war, empfahl ein amerikanischer Trendsetter zumal älteren Leuten, lieber nur zu trotten, als sich durch Rennen zu überanstrengen. Grund genug, daß *jogging* in Deutschland längst «laufen, rennen» bedeutet.

6. Wir haben zuwenig Antrieb oder zuwenig Phantasie, uns dringend nötige Übersetzungen oder Eindeutschungen einfallen zu lassen: *recycle* zum Beispiel ist eine aberwitzige Mißgeburt, nach deutscher Gewohnheit *recüzeln* auszusprechen. Wie wär's mit «wiederwerten» für den Anfang?

Fazit: Drei von vier Anglizismen *vermindern* die Verständlichkeit und die Gefälligkeit der Sprache; albern sind sie auch; und der Eifer, mit dem so viele Deutsche sich gegen das Deutsche entscheiden, erinnert an Churchills Worte: «Wenn man die Deutschen nicht an der Kehle hat, dann hat man sie an den Füßen.»